

Manfred Entrich OP

Zwischen Graffiti und Kreuz

Gottes Sprache auf der Straße

Gleich ob jemand am Bahnhof, am Flugplatz, mit dem Auto über die Stadtautobahn anreist, er sucht die Mitte der Stadt, um sich dort – im Zentrum – einen Überblick zu verschaffen. Wer fremd in eine Stadt kommt, strebt der Mitte zu, um sich von dort den gewünschten Zielen der Stadt zu nähern, den erwarteten Sehenswürdigkeiten zu begegnen, dem erträumten Flair nachzuspüren. In der Mitte der Stadt befinden sich die Informationszentren der Verkehrsämter, laden Hotels, Restaurants, Bars und kleine Eckkneipen zur ersten Begegnung. In der Mitte der Stadt finden sich kulturelle Denkmäler, Bürgerhäuser, Torbögen, Reste alter Stadtmauern, Inschriften und Plaketten, die von vergangener Größe erzählen, nicht zuletzt Dome, Kathedralen und alte Kirchen.

Dort, wo das Vergnügungs- und Kaufangebot für die Besucher und Besucherinnen überreich zur Schau gestellt ist, wo die Kulturgeschichte in versteinerten Zeugen vergangener Epochen zur Bewunderung einlädt und verwirrendes Kulturangebot unserer Tage präsentiert wird, sammelt sich auch das „Strandgut“ der Zentren. Es sind die Menschen, die, angezogen von den Versprechungen der Innenstadt, in der Nähe der säkularen und vielleicht noch verbliebenen religiösen Kulturtempel Leben, Schutz und Geborgenheit suchen. Wer eintaucht in die Innenstadt, begegnet der aufregenden Widersprüchlichkeit sich steigernder Lust und Phantasie an allem Schönen und dem Ekel und Schauer vor Schmutz, Elend und Armut. Es scheint, als würden die Skateboard-Fahrer, die ausgeflippten Typen mit ihren Breakdance-Aufführungen, Musikgruppen, Gaukler und fliegende Händler eine Art Zement darstellen, der Denkmal und Ruine, Kultur und Chaos zusammenhält.

An den Mauern – rings um die Kathedrale – Graffiti. Jene eigene Weise der Stadtsprache, in der Lust und Last, Protest und Zustimmung, Spott und Freude, Sinn und Satire öffentlich werden. Rätselhaft und meist nur dem in der Szene Eingetauchten unmittelbar verständlich, warten sie auf den Schriftgelehrten unserer Tage, der ihren Sinn erschließt und die Botschaft verstehbar werden läßt. Die Graffiti nehmen stillschweigend die verbliebenen Zeichen religiöser Sinndeutung in ihren Schutz. Vergessene religiöse Wegzeichen, die hilflos im modernen Städtebau als dekorativer Kulturrest verblieben sind, gleichen dieser Art Stadtsprache, die nur noch wenige zu sprechen verstehen und deren Sinn zu erschließen immer

weniger Menschen gegeben ist. Das Turmkreuz der altehrwürdigen Kirche, die, eingezwängt in der Stadtplanung unserer Tage, mühsam ihren Platz behauptet, wirkt wie die Interpunktion im Stadtsprachentext. Graffiti und Kreuz, Zeichen, die verstanden werden wollen, Schrift, die enträtselt werden will¹.

Wählen

Wer in die Stadt eintaucht, sich ihrem Angebot überläßt, muß fähig werden zum Auswählen. Es ist nicht die Vielfältigkeit der Möglichkeiten, die eine Orientierung so schwierig machen und das Wählen zur Qual werden läßt, es ist die Gleichzeitigkeit. Alles ist zur gleichen Zeit möglich. Es gibt kein Nacheinander und kein Zuerst, kein Vorher und Hinterher. Pflicht und Vergnügen, Beruf und Freizeit, Leben und Sterben, alles ist in einer Stadt so intensiv nah miteinander verzahnt, daß kein Raum bleibt, dem Erleben nachzuspüren, die Erfahrung zu verarbeiten. Alles ist gleichzeitig und damit bis in die quälende Widersprüchlichkeit hinein jederzeit erlebbar. Der Mensch in der Stadt beginnt sich zunehmend als jemand wahrzunehmen, der unter den vielen Eindrücken und Möglichkeiten wählen muß, um überhaupt überleben zu können. Alles, was sich gleichzeitig anbietet, will durch seine Wahl in ein erlebbares Nacheinander gebracht werden. Die Fähigkeit, auswählen zu können, aus dem Ineinander ein Nacheinander werden zu lassen, gehört zur Lebenskunst eines Stadtmenschen. Alfred Döblin beschreibt diese Situation in seinem Roman „Berlin Alexanderplatz“ in der Gestalt des Franz Biberkopf, der aus der Berliner Strafanstalt Tegel entlassen wird und als ehrlicher Mann ins Leben zurückfinden möchte. Die Großstadt mit einer fast obszönen Darbietung ihrer Möglichkeiten, die sich jedem, in welcher Lebenssituation er sich auch befinden mag, lockend anbietet, wird zum Gegenspieler des Menschen².

Die Stadt kennt kein Pardon mit dem, der falsch gewählt hat. Die Stadt bietet sich an. Sich in ihr zurechtfinden, heißt wählen, um nicht überschwemmt zu werden von ihren Möglichkeiten. Die ungeschönte Gleichzeitigkeit all dessen, was sie zu erleben und zu erleiden bereithält, hat Anton Antweiler bereits 1937 in einem faszinierenden Text beschrieben. „Sie (die Stadt) umfaßt Einheimische, aus der Stadt selber, aus der Umgebung, aus dem Land, sowie Fremde aus anderen Ländern, und alle verstehen einander. Sie umfaßt Vergangenheit und Gegenwart. Sie will mehr Gegenwart und lieber noch Zukunft. Aber sie hält auch auf Vergangenheit, sammelt danach in allen Winkeln der Häuser und Hütten, in Abfallstätten und Erdschichten.“³ Die Gleichzeitigkeit völlig gegensätzlicher Schicksale zwingt dazu, auszuwählen, womit man sich konfrontieren will. Die Stadt ist Ort umfassender Gleichzeitigkeit. „Sie umfaßt den Genießer, der mit allen Sinnen wach ist, den Gebildeten, der die Würde des Menschseins lebt, und den Sklaven,

der von Ängsten und Härte gehetzt ist, wie den Barbaren, der seine Faust kennt und als einzige Freude dies hat, etwas in Scherben zu schlagen.“⁴

Fortbewegen

Eine Stadt zwingt dazu, sich fortzubewegen. Es entspricht ihrer Organisation, daß der Mensch zur Abdeckung seiner Lebensbedürfnisse ständig unterwegs ist. Den Einkauf tätigt er in anderen Vierteln der Stadt als dort, wo er seinem abendlichen Vergnügen nachgeht. Das Kinozentrum bildet einen eigenen Erlebnisraum gegenüber dem Sportzentrum, Wohn- und Arbeitsplatz sind über die Stadt auseinandergerissen. Kaum mehr einer, der alles, was er zum Leben braucht, in der nächsten Nähe seines Wohnplatzes, im engen, umgrenzten Gebiet seines Viertels findet. Die Stadt bietet zu fast allen Tag- und Nachtzeiten gleichzeitig Versorgung, Vergnügen, Arbeit und Wohnen an. Es ist die Wahl, die zwingend notwendig ist, um sich zu orientieren, und es ist auch die Wahl im Sinn der Auswahl, die zur Dynamik zwingt. Der bewegliche Mensch ist der eigentliche Stadtmensch. Bewegung wird zur Lebenskategorie. Wer in der Stadt bewegungsunfähig wird – körperlich oder geistig –, wird schnell an den Rand gespült, braucht Sorge der anderen, muß in ein Versorgungsnetz für Notfälle einbezogen werden. Wer nicht mehr für sein Essen sorgen kann, bekommt es in den seltensten Fällen von Nachbarn und Verwandten gekocht, vielmehr wird er ans Netz der Zentralküchen angeschlossen, die ihm täglich mit dem Auto das Essen ins Haus bringen.

Bewegung ermöglicht Kommunikation, verbindet einzelne Lebensbereiche miteinander. Je beweglicher jemand zu leben versteht, um so mehr Lebensqualität wird er sich in der Stadt zuzuführen vermögen. Die Stadt bringt Bewegung und hält in Bewegung. Was nicht in die Bewegung einbezogen werden kann, steht oftmals störend im Weg. Wir sprechen von Verkehrsadern, Touristenströmen, Einkaufszentren, Vergnügungsparks und beschreiben damit wohl nichts anderes als einen mächtigen Organismus, dessen Leben dadurch garantiert ist, daß sich die Menschen seinen Rhythmen anpassen.

Die Stadt läßt keine Zeit zur Klage. Es hilft nicht, Lebensfeindlichkeit und damit auch Glaubensfeindlichkeit der Stadt zu beschreiben. Die Stadt stellt die Alternative, in ihr zu leben oder in ihr unterzugehen. Sie zwingt, zu wählen und beweglich zu sein, um in ihr leben zu können und dem Glauben Gestalt zu vermitteln. Ehrenfried Schulz beschreibt die Situation unserer Kirche, ihre Pastoral- und Personalnot und will diese Not als „Weckruf Gottes“ verstanden wissen⁵. Weckruf – das meint, aufstehen, wachwerden, Wirklichkeit wahrnehmen. Es beschreibt nicht die Haltung des Auszugs und des Weggehens, sich sozusagen ohne Umzudrehen vom Sodom und Gomorra unserer Tage in ein verheißenes Land eigener Wahl abzusetzen. Nicht abzusetzen, auszuziehen in die Rand-

existenz hinein wird hier angesprochen, sondern vielmehr dazusein, wach zu sein und wahrzunehmen. Prophetische Existenz für den Stadtmenschen unserer Tage drängt vom Rand zur Mitte, will stadtfähige Menschen formen.

Den „Weckruf Gottes“ nicht von den Rändern her in die Stadt hinein rufen, sondern gewissermaßen als spirituelle Cityexistenz von der Mitte der Stadt bis an ihre Grenzen zu rufen: Schon einmal gab es diese Bewegung, als im Mittelalter Bettelmönche die Mitte der Stadt aufsuchten, um den Menschen in der neuentstehenden bürgerlichen Gesellschaft nicht allein zu lassen. Nicht der Auszug in die spirituellen Oasen des Landes war ihre Botschaft, sondern die „Kultur des Lebens“, vor allem das glaubende Leben in der Mitte der Stadt zu finden⁶.

Kultivieren

Es ist „Gottes fremde Sprache“, die uns das Leben in der Stadt zugleich schwer und aufregend sein läßt⁷. Für viele Christinnen und Christen ist die Stadt zur Klagemauer für den Verlust des Glaubens geworden. Die Stadt gilt im Erleben vieler Christinnen und Christen und in der Beschreibung mancher Theologinnen und Theologen als Moloch, der alle Glaubenstradition, jede gute Gewohnheit und den Rest an Kirchenbindung verschlingt; die Stadt als gefräßiges Untier, vor dem man sich nur durch beharrliches Aneinanderfesthalten im Schutzraum der Gemeinde bewahren kann. Doch immer mehr Gemeindemitglieder resignieren. Die Resignation trägt unterschiedliche Züge. Die einen suchen zu überleben, indem sie von Zeit zu Zeit die Stadt verlassen, um an geistlichen Zentren spirituelle Stärkung zu erfahren. Andere treten eine fast panikartige Flucht in die Innerlichkeit an. Sie suchen einen Glaubenssinn in sich lebendig zu erhalten, der nicht mehr von den Fangarmen einer Stadtkultur erreicht wird.

Gemeindeplanung und Pastoralplanung stemmen sich mancherorts verzweifelt gegen die Auflösung der Gemeindestrukturen. Beharrlich und oftmals mit wütender Kraft wird dem Großraum Stadt die funktionierende Kleingemeinde implantiert. Scheinbar unangefochten von der Disfunktionalität der Stadt engagieren sich Haupt-, Neben- und Ehrenamtliche, um einer Gemeinde das Gepräge eines Lebensraums zu verleihen, der umfassend – von der Wiege bis zur Bahre – den Menschen in jeglichem Lebensabschnitt versorgt und begleitet. Die Tatsache, daß zunehmend immer mehr Menschen diesem Angebot umfassender Sorge in seiner Effizienz mißtrauen, fördert nur einmal mehr den beharrlichen, oft bis an den Kollaps gehenden Einsatz derer, die Gemeinde gestalten. Es gehört zu den Dramen einer Stadtkultur, daß in ihr Christen leben, die in ihrer Gemeinde die umfassende Sorge und Versorgung erwarten, die sie ganz selbstverständlich im Alltäglichen ihres Lebens eben nicht mehr an einem Ort und von einer Verantwortlichkeit geleitet suchen. Gemeinden zerbrechen an der gelebten Wirklichkeit.

„Diese Spezialisierung kennt sogar eine räumliche Differenzierung. Es gibt ausgesprochene Geschäftsstraßen, Straßen mit Banken und Verwaltungsgebäuden, Vergnügungsstraßen, Prostitutionsviertel usw. Der Städter und die Besucher einer City haben eine ganz spezielle Erwartung an die City entwickelt... Der städtische Mensch muß (deshalb) viele Rollen spielen, wenn er immer wieder mit anderen Menschen in einer anderen Funktion konfrontiert wird.“⁸ Es sind nicht nur Räume, die durchschritten werden wollen, Zentren, die miteinander vernetzt werden möchten, es ist auch die Sprache, die vom Erleben unterschiedlicher Räume geprägt wird. Wer sich in der Stadt zurechtfinden will, muß sprachkundig werden, muß mit verschiedenen Generationen und unter verschiedenen Bedingungen sehr eigene Worte zu gebrauchen lernen.

Das hat Auswirkungen auf die Gemeinden. Disfunktionalität, das heißt Gleichzeitigkeit von schier Unvereinbarem und Gegenläufigem in der Stadt zertrümmert auch die stärksten Mauern eines Gemeindebewußtseins, das verzweifelt daran festhalten will, geschlossene Gemeinde in einer offenen Großstadt zu sein. Verständlich, daß sich der Mensch in der hektischen Betriebsamkeit und der aufgezwungenen Bewegung einer Großstadt nach jenem ruhigen Ort religiöser Grundversorgung sehnt; doch die Stadt wird sich in ihrer Eigengesetzlichkeit stärker erweisen. Wenn es jedoch darum geht, in der Stadt den Weckruf Gottes zu hören, gilt vor allem, die Bedingungen des Stadtlebens deutlicher wahrzunehmen, sie nicht als Moment der Entfremdung abzutun, sondern als jetzt gegebene Bedingung und Möglichkeit anzunehmen, dem Glauben Gestalt zu verleihen.

Stadtchristen werden Menschen sein, die der Versuchung zur Flucht aus der Stadt widerstehen. Für sie gilt zu beschreiben, hinzusehen, wahrzunehmen, das Gegensätzliche und Widersprüchliche auszuhalten, die Ungleichzeitigkeit im eigenen Leben Platz nehmen zu lassen. Die Botschaft der Stadt, ihre Bilder und Sprache, sucht alle Bereiche des menschlichen Lebens zu erfassen.

Was der Gemeinde nicht mehr gelingt, der Stadt als Ganzes scheint es zu gelingen. Der Mensch in der Stadt erlebt tatsächlich im Großraum Stadt die nahezu umfassende Befriedigung seiner Lebenswünsche. Wenn die Stadt als Ganzes dem Menschen so viel zu bieten hat, scheint es auch an der Zeit, die Gemeindegrenze auf die Stadtgrenze hin auszudehnen. Also Abschied zu nehmen von der durch Straßenzüge und Nachbargemeinde abgegrenzten Pfarrei. Die ganze Stadt bietet sich dem Menschen an als Acker, der kultiviert werden will, in der Menschen Lebenssinn und Lebensfreude wachsen sehen wollen.

Die Sprache einer Stadt verstehen, heißt zuerst auch, die Stadt als aufgeschlagenes Buch anzunehmen, darin lesen zu lernen. Wer in die Stadt schaut, ihre Zentren, ihre Peripherie, ihr Vergnügen und ihr Laster, eintaucht in ihren Vollrausch der Kommunikation und die Düsternis der Einsamkeit in ihr erlebt, der beginnt nachdenkend diesen Lebensraum zu durchschreiten. Er nimmt die Graffiti, eilig hingeschmiert an die Wände der Großbanken, in ihrer schwer zu übersetzenden

Botschaft ernst. Wer die Stadt durchleitet, und auf die Kirche am Wegrand stößt, wird fasziniert und angerührt die stumme Sprache spiritueller „Graffiti“ zu entziffern suchen: das Kreuz auf dem Dach der Kirche, das flackernde Licht einer geglaubten Gottesgegenwart, der lärmberuhigte Raum einer Großstadtkirche. Gemeindegrenzen und Stadtpastoral werden sich so ihrer angedeuteten Widersprüchlichkeit bewußt.

Gemeinde braucht die Öffnung zur Stadt hin, nimmt Anteil am Leben der Stadt, wenn sie den Mut zur Einseitigkeit besitzt, den Lebensbereich des Menschen erfaßt, der ihr im Stadtganzen zugewiesen ist. Sie wählt aus, setzt sich in Beziehung zu anderen, verzichtet darauf, den Menschen festzuhalten, gibt ihn selbstlos frei zu einer anderen Gemeinde, einem geistlichen Zentrum.

Manchmal empfinden Menschen, gerade in den engagiertesten Gemeinden, den ungewollten „Zwang zur Gemeinde“. Die Sicherstellung umfassender Sorge ist nur durch die totale Inanspruchnahme einzelner möglich. Gemeinde wird zur Last. Verstehen wir die Stadt als Großgemeinde, in der es vielfältig örtliche Bezüge, spirituelle Knotenpunkte gibt, braucht es ein neues Bewußtsein davon, was Kirche sein kann: Kirche – Stadtkirche – ist vielleicht der notwendig größere Begriff, um den Lebensraum des sinnsuchenden Menschen zu beschreiben. Das meint nicht, Pfarreien einfach aufzulösen; vielmehr soll es ein Plädoyer sein, Pfarreien, Gemeinden, dahingehend zu kultivieren, den ihrem Stadtbezug gemäßen Schwerpunkt zu setzen, gegebenenfalls auch einen gewählten nach einer Zeit zu verändern und sich organisch ins Gesamte einer Stadtkirche einzufügen.

Die Stadt kultivieren, das geschieht nicht zuletzt durch den Raum, den Kirche dem Stadtmenschen anbietet. „Warum fühlen sich auch religiös wenig aktive Menschen in Gotteshäusern wohl, die aus einer Zeit stammen, da man noch sonntägliche Räume zu bauen verstand? Weil sie zwischen diesen Wänden freie Geborgenheit erleben und sich für einen Augenblick gerettet fühlen aus dem häufigen Terror angeblicher Liebe.“⁹ Mit diesem Hauch von Satire trifft Gottfried Bachl, was Menschen vielfach suchen in der Stadt, eben nicht noch einmal Leben in Totale in den Gemeinden neben der Stadt, sondern Lebenskraft im Totalanspruch einer Großstadt: eine Kultur des Lebens (Johannes Paul II.).

Evangelisieren

Wer vom Evangelium spricht, muß die Sprache der Zeit verstehen. Das Wort von der Erlösung, von einem menschenfreundlichen Gott gleitet nur dann in die Sinnuche eines Stadtchristen ein, wenn es in den verschiedenen Sprachfeldern und Erlebnissräumen konkret werden darf. Der Mut, das Wort Fleisch werden zu lassen, meint, es in die jeweiligen Umstände, zu unterschiedlich geprägten Menschen zu sagen. Es wird zur Gottessprache auf den Straßen des Lebens.

Evangelisation verkommt auf dem beschriebenen Hintergrund nicht zu einem Strategiebegriff der Pastoralplanung. Evangelisation spricht von Begegnung. Sie beschreibt die Geschichte der Menschen in ihrem Glauben und Ringen mit Gott und bringt die Botschaft Jesu Christi aus dem Damals ins Heute. Zeit- und Kulturgrenzen werden übersprungen: Gleichzeitigkeit. Evangelisierung löst Bewegung aus. Wer vom Evangelium berührt wird, verbleibt nicht bei sich. Er berichtet vom tragfähigen Wort denen, die im gleichen Lebensraum „Stadt“ wohnen. Evangelisation fordert zur Wahl heraus. Wer wählt, wählt hier das Ganze des Lebens, findet in der Botschaft von damals heutigen Sinn. Stadtsprache bietet also durchaus den Vokabelschatz an, das Evangelium neu zu buchstabieren.

Evangelisieren gilt als Urberufung der Kirche im Auftrag des Menschenfischers. Die Kriterien sind einfach, „dem Stifterwillen Jesu entsprechend, ... den Bedürfnissen der Menschen gerecht werdend, ... den situativen Bedingungen Rechnung tragend“¹⁰. Stadtleben, Stadtkultur, Stadterfahrung setzen neue Möglichkeiten von Glaubenserfahrung und Gemeindegestaltung frei. Es fehlt nicht an durchdachten katechetischen Konzepten und reflektierten pastoralen Initiativen. In unserem Zusammenhang soll auf eine Gabe hingewiesen sein, die selten geworden ist: die Zeit. Niemand hat mehr Zeit. Im seelsorglichen Dienst hilft Zeitplantechnik zu überleben. Pastoralplanung wird oftmals zur Überlebensstrategie der pastoralen Tätigen. Wenn aber kaum noch jemand Zeit hat, wird die Gabe des Zeitschenkens im pastoralen und seelsorglichen Tun selten. Der Mensch fühlt sich nicht mehr angesprochen, weil es keine Zeit gibt, zu der er sich aussprechen kann. Es braucht viel Mühe, um sich vom Zwang zur ausgewiesenen pastoralen Wirksamkeit zu befreien; und es bedeutet Mut, vieles liegenzulassen, um Zeit zu haben und Zeit zu schenken, dies vor allem zu Zeiten, in denen ein Stadtmensch Zeit finden kann. Konkret kann es bedeuten, Gottesdienstzeiten radikal zu verändern; zu ungewöhnlichen Zeiten für das Gespräch, die Diskussion oder den Gottesdienst bereitzustehen. Vielleicht braucht unsere Zeit diese Form der Diakonie, am sehr frühen Morgen oder am sehr späten Abend selbstlos Zeit zu schenken¹¹.

ANMERKUNGEN

¹ Nachdenkl. Einsichten u. widersprüchl. Gefühle bei d. Gottessuche im Stadterleben beschr. W. Müller, Sehnsucht nach San Francisco. Gott in d. Buntheit d. Lebens entdecken (Mainz 1992).

² A. Döblin, Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf (1929; München 1993).

³ H. de Bruin, W. Bröckers, Stadt-Seelsorge (Frankfurt 1991) 36–37; H.-J. Höhn, Religiös im Vorübergehen? Urbanität als Herausforderung f. d. Kirche, in dieser Zschr. 208 (1990) 363–373; H. J. Klauck, Gemeinde zw. Haus u. Stadt. Kirche bei Paulus (Freiburg 1992). ⁴ Bruin, Bröckers 36f.

⁵ E. Schulz, Im Auftrag d. Menschenfischers. Gemeindepastoral im Jahr 2000 (München 1993) 31.

⁶ G. Bedouelle, Dominikus. Von d. Kraft d. Wortes (Köln 1984).

⁷ L. Karrer, Gottes fremde Sprache. Das Kreuz mit d. Leid (Freiburg 1990).

⁸ Bruin, Bröckers 30.

⁹ G. Bachl, Gottesbeschreibung (Innsbruck 1990). ¹⁰ Schulz 28.

¹¹ R. Zerfaß spricht in diesem Zus. v. Gastfreundschaft als Modell seelsorgl. Handelns, in: Menschl. Seelsorge. Für eine Spiritualität von Priester u. Laien in d. Seelsorge (Freiburg 1985) 11.